

Jürgen Oelkers

## *Kann man in der Schule das Zusammenleben in der Gesellschaft lernen?\*)*

„People are strange when you're a stranger“  
(The Doors)

### *1. Schule, Demokratie und Gesellschaft*

Die Frage meines Vortrages ist selbstgestellt und sie lautet: Kann man in der Schule das Zusammenleben in der Gesellschaft lernen? Die Frage lässt sich auf den ersten Blick nur verneinen. Und damit gefährde ich nicht nur mein Thema, sondern auch mein Hiersein und so den ganzen Aufwand.

- In der Schule lernt man das Zusammenleben *in der Schule*,
- also in einem kontrollierten Raum, in dem wohl subversiv gehandelt werden kann, aber der doch klar durch allgemeine Normen geregelt ist.
- Die Normenbefolgung wird formell wie informell überwacht, notfalls auch sanktioniert, was in der Gesellschaft keineswegs immer der Fall ist.
- In der Gesellschaft begegnen sich überwiegend Fremde, in der Schule nur mehr oder weniger Vertraute, die einander nicht ignorieren können.

Auf den zweiten Blick jedoch ergibt sich ein anderer Befund. Schulen sind zwar nicht der „Spiegel der Gesellschaft“, wie häufig behauptet wird, denn dazu führen sie ein viel zu starkes Eigenleben.

- Aber die heutige Schule besuchen Kinder und Jugendliche aus ganz unterschiedlichen Kulturen, die das Zusammenleben lernen müssen und dabei auch Nutzen für das spätere Leben ziehen werden.
- In diesem Sinne ist die Schule, anders als früher, ein Übungsfeld für das Leben mit verschiedenen Sprachen, Kulturen und Herkünften.
- Das ist so auch bei Konflikten oder Strategien der Vermeidung und das Übungsfeld ist eher eine Chance als eine Belastung.

Dynamische Gesellschaften, die rascher Wandel und eine zunehmende Heterogenität auszeichnet, sind auf zivile demokratische Formen des Zusammenlebens angewiesen. Wirtschaftlicher Erfolg sorgt für ungebrochene Zuwanderung, die dann mit hohen Risiken verbunden ist, wenn sie ohne gesellschaftliche Bearbeitung bleibt und auch schulisch ignoriert wird. Das Wegschauen ist umso wahrscheinlicher, je weniger Kontakt zwischen den Kulturen besteht und je mehr die eigenen Normalitätserwartungen bestätigt werden.

---

\*) Öffentlicher Vortrag am 23. März 2015 in Luxemburg.

In der realen Gesellschaft müssen verschiedene Gruppen und Milieus miteinander auskommen und das gelingt nur, wenn sie sich nicht feindlich begegnen, sondern Interesse füreinander zeigen. Die Probleme sind aus den Geschichten von Einwanderungsgesellschaften wohl bekannt, und nicht zufällig sind die öffentlichen Schulen zu eigentlichen Schmelztiegeln geworden.

- Eine demokratische Gesellschaft muss Offenheit und Verschiedenheit aushalten,
- aber sie muss auch für Zusammenhalt sorgen, für den die Werte der Demokratie geteilt werden.
- Diese Werte werden nicht mehr von Traditionen überliefert,
- sondern müssen von jeder Generation neu gelernt werden.

Das gilt für die Kinder, die im Lande geboren sind, ebenso wie für die Kinder von Zuwanderergruppen. Die so genannten „Autochthonen“ haben in dieser Hinsicht keinen Vorteil, sie gehören keinem Stamm mehr an, der sich aus sich mit traditionellen Mitteln aus sich selbst heraus erneuern könnte. Der Anpassungsdruck gilt auch für Bastionen der Tradition wie Schützenfeste oder Fussballvereine.

Die Geschichte von Einwanderungsgesellschaften zeigt, dass die erste Kohorte der Kinder, die sogenannten „Secundos“, den Schritt in die Gesellschaft hinein schaffen müssen, wenn nicht die gesamte Familie den Anschluss verlieren soll. Zur Integration gehört nicht nur der Erwerb der Landessprache, sondern mit der Schulerfahrung auch die Vermittlung von sozialen Einstellungen und demokratischen Werten.

Gelingt diese Integration nicht, dann droht eine dauerhafte Ghettobildung, wie dies in den französischen Banlieues oder in deutschen Grossstädten wie Berlin zu beobachten ist. Ghettos unterlaufen die Zukunftschancen der Kinder, fördern Bandenbildung, damit Kriminalität, und sind anziehend für die noch Ärmeren. Wer das Ghetto verlassen will, braucht Schulbildung und damit für die Gesellschaft einen Normalitätsnachweis. Der Abbruch einer Ausbildung mindert die Chancen in ganz jungen Jahren.

Es geht dabei nicht nur um schulische Abschlüsse und so die Integration in den Arbeitsmarkt, sondern auch um die Erfahrung der Demokratie als verlässliche Lebensform, die Leistung abverlangt, aber im Gegenzug auch Rechtssicherheit bietet und politische Partizipation erlaubt. Wer zur Schule geht, muss sich eine Zukunft in der Demokratie vorstellen können und ihre Vorteile erfahren haben. Das kann zulasten der Familie gehen und ist jedenfalls mit Spannungen verbunden.

Im Sinne John Deweys (1916/1985) ist Demokratie nicht nur als Staatsform zu verstehen, sondern mehr noch als *Lebensform*. Das Zusammenleben muss den Regeln der Demokratie folgen und die müssen gelernt werden. Dewey hat früh darauf hingewiesen, dass Demokratie auch Partizipation unterschiedlicher kultureller Gruppen und Austausch zwischen ihnen meint, was nur möglich ist auf der Basis gemeinsamer Werte. Wenn das Zusammenleben in zivilen Formen erfolgen soll, dann setzt das Kenntnis voneinander und gegenseitigen Respekt voraus.

Dewey hat im November 1945, also unmittelbar nach dem Krieg, in einem deutschsprachigen Aufsatz<sup>1</sup> darauf aufmerksam gemacht, dass es in der Erziehung auch darum geht, den Glauben an die Demokratie zu festigen, also den Glauben an die Möglichkeiten der demokratischen Gesellschaft und die Überzeugung, persönlich etwas zu ihrer Entwicklung beitragen zu können. „Glaube“ ist pragmatisch zu verstehen, man glaubt an die Demokratie, wenn sie auch im Konfliktfall das Zusammenleben erfolgreich und gerecht regeln kann (Dewey 1945).

Deweys Aufsatz ist so gut wie nie zitiert worden, der politische Dewey, der progressive Erziehung an Demokratie gebunden sehen wollte, war in der deutschen Reformpädagogik nie ein Thema. Deutschland wurde mit der amerikanischen Re-Education wohl demokratisch, aber im Sinne des Staates und der Parteien, nicht der Lebensform. Lange wollte Deutschland, entgegen den selbst geschaffenen Tatsachen, auch kein Einwanderungsland sein, das musste mühsam gelernt werden, auch weil staatliche Regulierungen weitgehend versagt haben.

Die Lernoption gilt nicht zuletzt für das Zusammenleben von Religionen. Gerade für Einwanderungsgesellschaften stellt sich damit eine grosse Herausforderung, die vielfach unterschätzt worden ist. Man konnte lange übersehen, dass Einwanderer ihre Religionen mitbringen und nicht einfach ablegen, wenn sie da sind. Sie konvertieren auch nicht einfach zum Christentum oder werden Atheisten, sondern praktizieren, was sie in ihrem Heimatland gelernt haben.

Religionen, wenigstens die monothetischen, setzen sich bekanntlich absolut und neigen dazu, sich von anderen abzugrenzen. Die Identität des eigenen Glaubens darf aber nicht heissen, abgeschottet in geschlossenen Gruppen zu leben und die grössere Gesellschaft zu ignorieren. Es gibt nicht nur soziale, sondern auch religiöse Ghettos, dann nämlich, wenn im Umgang mit anderen Gruppen keine Gemeinsamkeiten bestehen und die Öffentlichkeit gemieden wird.

Der Rückzug auf die eigene Gruppe schafft eine trügerische Sicherheit, die zu Lasten der Kinder geht. Karl Poppers (1947) „open society“ kann nur gelingen, wenn genügend Gemeinsamkeiten bestehen und die Demokratie als Lebensform akzeptiert wird. Das gilt auch für die demokratische Erziehung, in der Kinder nicht den Lebensweg ihrer Eltern fortsetzen müssen. Sie haben eine eigene Zukunft vor sich.

Propheten jeder Art sind in der Demokratie unerwünscht oder müssen in die Schranken gewiesen werden, was nur gelingt, wenn die Gesellschaft stark genug ist, politischen wie religiösen Verführungen entgegen zu treten. Der monströse Fall Islamischer Staat (IS) zeigt, wie attraktiv religiöser Terror für Jugendliche sein kann, die in westlichen Gesellschaften aufgewachsen, dort aber nie angekommen sind.

In Sinne dieser Überlegungen kann man das Zusammenleben in der Gesellschaft in der Schule antizipieren und eigene Erfahrungen machen, die sich auf spätere Situationen übertragen lassen. Wesentlich dabei ist die Toleranz gegenüber Andersdenkenden auf der Basis von gesicherten Lebenschancen. Die Schule wird sich vergeblich bemühen, wenn ihre Abschlüsse nichts wert sind und die Jugendlichen nur im eigenen Ghetto verbleiben können. In dieser Hinsicht ist die Offenheit der Gesellschaft und die Vielfalt der Wege in sie hinein eine Erfolgsbedingung für die Schule.

---

<sup>1</sup> Der Aufsatz wurde in der „amerikanischen Rundschau“ veröffentlicht, einer Zweimonatsschrift, deren erstes Heft im Mai 1945 publiziert wurde. Bis 1950 erschienen 29 Hefte.

## 2. Wandel der westlichen Erziehungskulturen

Die Bearbeitung des Problems, wie zivile Formen des Zusammenlebens aufgebaut werden können, hat auch zu tun mit dem historischen Wandel der Erziehungskulturen. Kindheit und Jugend haben sich in den letzten fünfzehn bis zwanzig Jahren schneller und nachhaltiger verändert als in allen Jahrzehnten seit dem Zweiten Weltkrieg. Der Wandel hat drei grosse Charakteristika:

- Zum einen erleben Kinder und Jugendliche weit grössere Freiheiten als je zuvor in der Erziehungsgeschichte; sie sind nicht mehr gebunden an die Erziehungs- und Bildungsgeschichten ihrer Väter und Mütter.
- Zweitens ist die heutige Kindheit und Jugend soweit medial gesteuert, dass dafür historische Beispiele fehlen.
- Und drittens hat sich die Schulzeit kontinuierlich verlängert und hat die Schulerfahrung im Leben von Kindern und Jugendlichen ein wiederum historisch beispielloses Gewicht erhalten.

Schülerinnen und Schüler wachsen heute mit dem Internet und den sozialen Medien auf, ihre Lebensentwürfe folgen persönlichen Idealen, die gesellschaftliche Mobilität ist hoch und die Bindekräfte traditioneller Institutionen wie Kirchen oder Vereine nehmen weiter ab. Der einzige Ort, an dem sich alle treffen und zusammenleben, ist die Schule, was ihre Bedeutung, aber auch ihre Verantwortung enorm ausgeweitet hat.

Der Wandel setzt eine Beschleunigung voraus, die historisch unbekannt ist. Noch nie haben Kinder und Jugendliche erfahren müssen, dass schon wenige Jahre nach ihnen ganz andere Bedingungen des Aufwachsens gegeben sind. Wer mit dem Smartphone aufwächst, wird lernen müssen, dass er sich darauf nicht verlassen kann, so wie man alt aussieht, wenn man heute kein Smartphone bedienen kann.

Frühere Erziehungskulturen waren über Jahrzehnte, wenn nicht Jahrhunderte stabil, zudem örtlich gebunden und kaum beweglich. Die heutigen Erziehungskulturen sind scheinbar individualisiert, unterliegen raschen Veränderungen und richten sich aus an globalen Standards. Jedes Kind wird einzeln angesprochen, aber damit zugleich auf historisch neue Weise normiert, wie sich nicht zuletzt an den sozialen Medien zeigen lässt. Facebook ist Freiheit und Abhängigkeit gleichermaßen.

Was sich geändert hat, sind nicht nur die Medien der Kommunikation, sondern auch die Formen sozialer Kontrolle, die Individualisierung der Lebensentwürfe oder die Reichweite pädagogischer Verpflichtungen. Grundsätzlich erleidet niemand mehr Nachteile, der von der Mehrheit abweicht, sofern er oder sie für den Unterhalt seines Lebens selbst aufkommen kann. Und die Mehrheit wechselt je nach Thema.

- Zum Lebensentwurf müssen keine Kinder gehören und die Beziehungen können nach Lebensabschnitten unterteilt werden.
- Paare *ohne* Kinder erfahren keine gesellschaftliche Abwertung mehr,
- Paare *mit* Kindern sind aber auch nicht mehr unbedingt Rollenvorbild,

- vor allem weil Kinder als unabsehbare Verpflichtung angesehen werden, die an keinem bestimmten Datum endet.

Die Beziehungen zwischen Eltern und Kindern sind ein prekärer Prozess lebenslanger Abstimmung, der nicht aufhört, wenn die Kinder erwachsen sind. Wer das vor sich sieht, kann vor der Verpflichtung, die Kinder mit sich bringen, leicht zurückschrecken. Früher wurde man für „Kinderlosigkeit“ sozial geächtet, heute lebt man damit und muss höchstens mit dem unerfüllten Kinderwunsch fertig werden.

Die heutigen Kinder sind in aller Regel nicht „brav“ und „folgsam“, wie das noch in der Erziehungsliteratur der sechziger Jahre gefordert und nach Geschlechtern strikt getrennt wurde. Kinder sind heute häufig in die Entscheidungen eingebunden und denken mit, sie werden nach ihrer Meinung gefragt und so ernst genommen. Selbstbewusste Kinder kennt man aus der Literatur, etwa Huckleberry Finn oder Pippi Langstrumpf. Doch das erklärt den Wandel nicht. Pippi Langstrumpf ist Primarschullektüre, aber die Lehrerinnen sind froh, dass es nur Literatur ist. Und Mark Twain hat gesagt, dass er es nicht ertragen konnte, Huckleberry wachsen zu sehen.

Unabhängig davon: Die Stellung der Kinder in der Gesellschaft hat sich grundlegend geändert, Kinder erleben keinen militärischen Drill mehr, die Kinderarbeit ist abgeschafft worden, der typische Schulmeister ist verschwunden, die Lehrerinnen haben die Schulen erobert und die Schulhäuser in der Schweiz sind, anders als zu Beginn des 19. Jahrhunderts, keine Verlegenheitsbauten mehr, sondern repräsentative Gebäude im Mittelpunkt der Gemeinden.

Der immer schnellere Wandel hat die Erziehung nicht zu einem sicheren Geschäft gemacht. Der Ausgang jeder Erziehung ist unsicher und vor allem das erklärt die öffentliche Sensibilität im Blick auf Risikofaktoren. Scheitern soll ausgeschlossen werden und Erziehung muss gelingen, was in der Öffentlichkeit auch immer so dargestellt wird. Das zwingt zum Abschwächen der unweigerlichen Krisen und zum Schönreden der Umwege, die jede Erziehung kennt.

- Der Wandel betrifft sowohl die Selbst-, als auch die Fremderwartungen, und er bezieht sich auf beide Geschlechter.
- Ein „Zurück“ zu früheren Verhältnissen gibt es nicht,
- ebenso wenig ist mit dem Wandel der Elternschaft zunehmende pädagogische Verwahrlosung verbunden, wie so mancher Unkenruf nahelegt.

Das Gegenteil ist der Fall, die Anstrengung hat trotz sinkender Kinderzahlen zugenommen, auch weil auf die Verantwortung der Eltern und der pädagogischen Institutionen wesentlich mehr geachtet wird als in früheren Epochen der Erziehung.

Das trifft zu auf westliche Familien, die für sich leben und wohl Verwandtschaftsbeziehungen haben, nicht jedoch in einen verzweigten Clan eingebunden sind. In den traditionellen Familien vieler Einwanderer gibt es den Wandel der Erziehungsrollen nicht. Die Entscheidungs- und Sanktionsmacht haben die Väter, die Mütter besorgen den Haushalt, die Kinder müssen gehorchen und den Familienregeln folgen, während die pädagogische Umwelt Förderung und Nachsicht abverlangt. Entsprechend irritiert sind Migranteneltern oft im Kernbereich ihrer Existenz, der gegen die westlichen Einflüsse verteidigt wird, wohingegen die Kinder die westlichen Freiheiten erfahren.

### 3. *Folgen für Schule und Bildung*

Die Schule wird sich in diesem widersprüchlichen Feld behaupten müssen. Ihr Auftrag der Allgemeinbildung gilt für alle Schüler gleich, die soziale Herkunft darf dabei keine Rolle spielen und die Konflikte mit der Erziehung müssen gelöst werden. Migrantenfamilien verstehen oft nicht, was die Schule von ihnen will, auf der anderen Seite darf der kulturelle Dissens über die Richtung der Erziehung nicht auf dem Rücken der Kinder ausgetragen werden. Kinder wie Eltern müssen die öffentliche Schule als Ort der Demokratie erfahren, in dem auch Streit ausgetragen und letztendlich auch beseitigt werden kann.

Auch in anderer Hinsicht muss sich die Schule behaupten, sie darf im Blick auf schnelle und überall zugängliche Medien nicht zu einer veralteten Institution werden und darf auch nicht als unliebsame Abwechslung vom Konsumalltag erscheinen. Die Spassnormen der Populärkultur können nicht massgebend sein, an die heute jedes Smartphone angeschlossen ist. Das ernsthafte Lernen in der Schule hat also mächtige Konkurrenz erhalten, auch wenn die Schüler offenbar gut zwischen beiden Seiten unterscheiden können.

Entscheidend ist, was die Schule fordert und abverlangt, nicht, was die Medien zu bieten haben. Und die Schule sorgt für gewollte und ungewollte Anpassungen. Fragt man, womit die Jugendlichen in ihrer Freizeit beschäftigt sind, dann sind es dort, wo sie keine Medien nutzen, vor allem die Hausaufgaben (Fuchs 2014). Allein das zeigt die gesellschaftliche Reichweite der Schule, auch wenn Hausaufgaben in ihrer herkömmlichen Form nicht sehr beliebt sind.

Auf der anderen Seite steigt die Macht der Einflüsse ausserhalb der pädagogischen Institutionen. Weder die Schule noch die Familien bestimmen etwa über Aussehens- oder Kleidungsnormen heutiger Kinder und Jugendlichen, was über Jahrhunderte als stabil angenommen werden konnte. Kinder werden sehr schnell Teil der Konsumgesellschaft, so dass es darauf ankommt, dass sie auch andere Lern- und Bildungsorte erfahren. Schon aus diesem Grunde ist radikale Schulkritik, die den Untergang der Schule in ihrer herkömmlichen Form prophezeit, wenig hilfreich.

- Die öffentliche Schule ist die einzige gesellschaftliche Institution, die alle Kinder durchlaufen.
- Im Blick auf die Aufgaben der Integration ist die Schulpflicht daher ein Segen.
- Ohne die Schule wäre die Integration verschiedener Gruppen oder Milieus in die Gesellschaft nicht möglich.
- Sie ist in diesem Sinne ein unverzichtbarer Lernort, der sich allerdings wandeln muss, wenn er nicht an Akzeptanz verlieren will.
- Der innerschulische Wandel betrifft vor allem die beiden Bereiche Partizipation und Transparenz.

Aber man kann auch ganz anders fragen: Brauchen wir Schulen überhaupt noch, wenn sich das Leben weitgehend individualisiert hat und das Internet für die Bildung sorgt? Der deutsche Fernsehphilosoph David Richard Precht (2013) fragt so, er hat sogar einen Bestseller geschrieben und damit selbst in der zurückhaltenden Schweiz Diskussionen ausgelöst. Seine Vision sieht so aus:

- Die Aufgaben stellt man sich selbst, Wikipedia wäre der Bildungsraum und die Blogs wären der Unterricht.
- Staatliche Lehrpläne wären überflüssig und die Lehrmittelproduktion könnte man einstellen.
- Nicht wenige Autoren glauben, dass es so kommen wird und das hat auch zu tun mit der öffentlichen Diskussion über Schule.

Die neuen Medien, so der amerikanische Kritiker David Gelernter<sup>2</sup> oder auch der deutsche Ingenieur Sebastian Thrun im Silicon Valley,<sup>3</sup> machen die Schule als Institution überflüssig und führen dazu, dass Lernen ohne das Prokrustesbett der Schulorganisation möglich wird. Bildung ist Nutzung von Information und die Google-Brille (google glass) ersetzt das Schulbuch. Alles ist direkt und unmittelbar zugänglich, jeder erreicht jeden und die Zeit von Kindern muss nicht mehr mit Schule vergeudet werden.

Aber: Niemand beschwert sich über anregendes, gut gestaltetes Lernen, das man nicht mühsam selbst organisieren muss, solange sichtbar Fortschritte erzielt werden, und niemand kann über alle Schuljahre hinweg Fortschritte ausschliessen, nur muss man nicht der Schule zuschreiben, was man in ihr gelernt hat. Radikale Schulkritik wäre so in gewisser Hinsicht kalkulierte Undankbarkeit, man kann leicht negieren, was für die eigene Bildung gesorgt hat. Auf der anderen Seite: „Die“ Schule gibt es nicht, und nur wer sie abschaffen will, braucht einen Tunnelblick.

Dieser Einwand bremst die Radikalität und verweist auf eine Normalität, die so schlecht nicht ist, wie die Kritik annehmen muss, wenn sie Eindruck machen will. Ausserdem ist das Ende der Schule schon mehrfach in der Geschichte des Bildungsdiskurses proklamiert worden, ohne deswegen auch ausgelöst zu werden. Die Kritik übersieht die Grösse und das Gewicht der gesellschaftlichen Institution Schule, unterstellt grösstmögliches Fehlverhalten, das niemand bemerken würde, und geht davon aus, dass die Alternative einer Gesellschaft ohne Schule auf allseitige Akzeptanz stossen würde, also ohne das Risiko auftreten kann, sich lächerlich zu machen.

Meistens wurden die Untergangswünsche mit dem Argument unterstützt, dass Aufwand und Ertrag in einem Missverhältnis stünden oder dass die zeitgenössischen neuen Medien sie überflüssig machen würden. Aber fast immer traf das Gegenteil ein. Man denke nur an die Sprachlabore der sechziger Jahre, die teuer waren, mit hohem Weiterbildungsaufwand implementiert wurden und - schnell verstaubten (Bosche/Geiss 2011). Angesichts solcher Beispiele sollte man eigentlich vorsichtig sein mit radikalen Thesen, aber die erfreuten sich schon immer grosser Beliebtheit. Schulhass ist keine Pathologie.

Wer die Öffentlichkeit alarmieren will, kann das, nur muss er wissen, was er tut. Nicht das Durchdringen der Mahnrufe ist das Problem, sondern die Folgen. Die Medienmaschinerie muss Themen kreieren und die Agenda besetzen und die Erziehungsthemen finden umso mehr Beachtung, je zu gespitzter sie daher kommen. Wer Entwarnung gibt, macht sich verdächtig. Man gilt schnell als Verharmloser, wenn alle nur den Schrecken sehen wollen.

---

<sup>2</sup> Frankfurter Allgemeine Zeitung vom 8. Februar 2012, Forschung und Lehre, S. N5.

<sup>3</sup> Thrun betreibt „Udacity“, ein Bildungsunternehmen, das 1000 Absolventen pro Tag anstrebt (Der Spiegel Nr. 10 vom 28.2. 2015, S. 25).

Über Erziehung und Bildung wird gerade im Internet mit dramatischen Bildern und drastischen Ausdrücken oft so geredet, dass man sich eine sofortige Abhilfe wünscht, die meistens aber bloss bleibt, sodass die Verunsicherung noch grösser wird. Die Vorwürfe klingen gewaltig, die Kritik scheint irgendwie einzuleuchten, auch radikale Forderungen finden Beachtung, doch die praktischen Konsequenzen hängen in der Luft. Und noch etwas ist auffällig: Man weiss selten, worüber genau geredet wird.

Die These einer überflüssigen und gefährlichen Institution hören die Lehrkräfte natürlich nicht gerne, denn in der Konsequenz würde ihr bisheriges Berufsfeld verschwinden. Schon vor mehr als vierzig Jahren forderte der Wiener Jesuit und Befreiungstheologe Ivan Illich die „Entschulung“ der ganzen Gesellschaft und schon damals waren Empörung und blankes Entsetzen die Folge, nicht etwa Gelassenheit, weil ja nur Worte gewechselt und Thesen ausgetauscht wurden. Die Lehrerschaft reagiert auf Kritik leicht mit dem, was der Wiener Psychoanalytiker Siegfried Bernfeld (1974, S. 125) das „beleidigte Pädagogengemüt“ nannte: Man gibt sein Bestes, aber niemand will es.

Doch das unterschätzt den eigenen Arbeitsplatz. Allgemein gesagt: Die Schule als Organisation ist stärker und besser als viele Kritiker meinen, Lehrer sind besser als ihr Ruf, die weitaus meisten Eltern respektieren die Lehrer ihrer und die weitaus meisten Kinder stehen hinter ihrer Schule. Untergangsvisionen sind daher nur rhetorische Figuren. Die Schule ist eine verlässliche Institution, die neben dem Unterricht viel bietet,

- feste Zeiten für Anfang und Ende,
- einen strukturierten Lerntag,
- spezialisiertes Personal,
- ein seriöses Angebot,
- verantwortliche Aufsicht,
- ein dauerhaftes soziales Lernfeld
- und nicht zuletzt die Abwechslung vom Konsumalltag.

Sehr wahrscheinlich ist das Verschwinden der öffentlichen Schule also nicht. Sie ist in den Städten und Gemeinden fest verankert, was daran abzulesen ist, dass und wie im Krisenfall um den Erhalt jeder Schule gekämpft wird. Ein verlässlicher Indikator ist auch, wie auf Kürzungen oder Leistungsabbau reagiert wird. Ohne verlässliche Blockzeiten könnten die Eltern ihren Arbeitstag nicht planen und man stelle sich einen Tag im Leben eines Kindes vor, der allein von den Konsumwünschen geleitet wäre.

Als Schrecken der Lehrerschaft gelten heute die „Helikoptereltern“<sup>4</sup>, also die Eltern, die es mit der Behütung so übertreiben, dass sie eigentlich sich selbst behüten wollen. Wer dem Thema Glauben schenkt, schliesst sich einer ebenso aufgeregten wie weitgehend datenfreien amerikanischen Diskussion an, die so überflüssig ist wie die Drohung mit asiatischen Müttern als angeblich so toughe „Tigermoms“ (Chua 2011). Die Drohung hat ausser Aufregung nichts bewirkt hat, wie auch? Wenn von zwei Töchtern die Ältere tut, was die Professorenmutter will und die Jüngere sich dem entzieht, hat man keine hohe Erfolgsquote.<sup>5</sup>

---

<sup>4</sup> „Helicopter parenting“ ist eine amerikanische Prägung und soll „überbehütende Eltern“ bezeichnen. Dabei wird von mehr Betreuungsaufwand auf ein Fehlverhalten geschlossen.

<sup>5</sup> Entscheidend für den Schulerfolg asiatischer Kinder in amerikanischen Schulen ist nicht die Mutter, sondern das kulturelle Umfeld sowie die familiäre Unterstützung, in dem Schulleistungen eine zentrale Rolle spielen. Aber das gilt für Kinder aller Ethnien.

Die Medien wollen, dass man aufmerksam wird. Aufmerksamkeit ist ein knappes Gut, das nach Zuspitzung verlangt, so dass man als agent provocateur gut fährt, wenn man nämlich stark macht, was von der Mehrheit der Medien ausgeschlossen wird. Die Schweizer Weltwoche funktioniert so, aber auch der Schriftsteller Michel Houellebecq, also ganz unterschiedliche Antipoden. Besonders gut eignen sich Erziehungsthemen zur Erzeugung von Horror.

Unterhalb dieser Schwelle: Wer „tyrannische“ Kinder für eine Erfindung von Literaten und jedenfalls für keine generelle Erscheinung hält und auch nicht davon ausgeht, dass sich die Jugendgewalt *insgesamt* ausbreitet, sondern sich der realen Schulentwicklung zuwendet, der sieht ein System, das keineswegs in der Beharrung erstarrt, sondern sich bewegt, und dies schneller als zuvor, aber sich nicht auflöst. Und gegen die Propheten des neuen Zeitalters der Erziehung gesagt: Gerade wegen der zunehmenden Dichte der Medien wird der soziale Lernort Schule unverzichtbar.

In demoskopischen Umfragen teilen viele Eltern die Schlagworte der Kritik, also beklagen die blosse Schulförmigkeit des Lernens und wünschen sich für ihre Kinder mehr praktische oder musische Tätigkeiten, sie kritisieren auch die Lebensferne des Unterrichts und besonders intensiv jenen Leerlauf des Tages, der „Stundenausfall“ genannt wird. Das ist verwunderlich, denn viel wichtiger wäre es zu fragen, was passiert, wenn Unterricht stattfindet. Aber der Fokus des Ärgers ist der Ausfall und der Ärger erklärt, warum die schulkritischen Bücher gekauft werden und wieso auch ganz radikale oder ziemlich aussichtslose Themen Anklang finden. Man stimmt der Kritik zu, aber nur auf eine sehr abstrakte Weise, die wenig mit der eigenen Praxis zu tun hat.

Fragt man nämlich die gleichen Eltern nach den konkreten Erfahrungen mit der Schule, in die *ihre* Kinder gehen, dann entsteht ein ganz anderes Bild. Jüngste deutsche Daten zeigen:

- Die Lehrkräfte geniessen höchstes Vertrauen.
- Ihnen wird durchwegs grosse Professionalität bescheinigt, die Kinder werden zur Leistung an gehalten und im Unterricht werden sichtbare Fortschritte erzielt.
- Die Lehrerinnen und Lehrer sind die ersten Ansprechpartner, wenn es um Fragen der Erziehung und Bildung geht,
- ihre Beratung ist mehr gefragt als das Internet,
- auch soziale Netzwerke spielen gegenüber den Lehrpersonen keine Rolle (Was Eltern wollen 2015).

Die Volksschule in der Schweiz etwa gilt als bewährt und verlässlich, sie kann sich weiterentwickeln und niemand will sie ernsthaft abschaffen. Das unterscheidet Eltern von Schulkritikern. Allerdings heisst Akzeptanz auch öffentliche Kontrolle und Transparenz der Ziele wie der Leistungen.

Der Grund für die hohe Akzeptanz ist evident und lässt sich verallgemeinern:

- Ohne öffentliches, staatlich finanziertes Schulwesen hätte die heutige Bildungsqualität nicht aufgebaut werden können,
- wäre es unmöglich, Basisfertigkeiten über Generationen konstant zu halten

- und könnte keine ungefähre Gleichverteilung des Angebots erreicht werden.
- Das setzte und setzt ein Kalkül des Nutzens voraus, keine Gesellschaft könnte sich auf Bildung einlassen, wenn sie nichts davon hätte.

Aber die Schule muss auch fähig sein, sich auf neue Aufgaben einzustellen und eine wichtige neue Aufgabe ist die Vorbereitung auf das Zusammenleben in einer demokratischen Gesellschaft. Dass die Schulen „dem Leben“ dienen soll, ist eine Leerformel, die noch nie überzeugt hat, weil „dienen“ eine Wunschvorstellung ist und die die Transfererwartungen völlig unbestimmt bleiben. Aber die Schule kann das Leben und genauer: das Zusammenleben verschiedener Kulturen *zum Thema* machen.

#### 4. Zusammenleben und Zusammenhalt als neue Aufgabe

Schulen sind nicht einfach mehr hoheitliche Veranstaltungen des Staates mit entsprechenden Autoritätsvorstellungen. Die Schule muss verständlich machen, was ihre Ziele sind und wie sie diese erreichen will. Aber sie muss auch für Partizipation sorgen, also die Eltern beteiligen, die lokale Öffentlichkeit für sich interessieren und die Schülerinnen und Schüler für sich einnehmen. Der staatlich verordnete Schulbesuch kann nicht heissen, dass die Zeit nutzlos oder mit nur wenig Gewinn verbracht wird. Schon aus diesem Grunde ist Qualitätssicherung eine zentrale Aufgabe in der Schulentwicklung.

Schulen sind auf der anderen Seite organisatorisch weitgehend festgelegt und nur schwer beweglich. Das gilt für alle eingesetzten Ressourcen, also die Zeit ebenso wie das Curriculum, den finanziellen Aufwand, die Ausbildung der Lehrpersonen oder das interne Selbstverständnis. All das wandelt sich nur langsam, wobei mentale Veränderungen schneller vor sich gehen als institutionelle.

- Das Rückgrat der Schule ist die Stundentafel, also die Verteilung der Zeit im Blick auf die Hierarchie der Fächer.
- Fächer, insbesondere die Bezeichnung von Fächern, ändern sich schneller als die Verteilung der Zeit, weil davon die Finanzierung wesentlich bestimmt wird.
- Der Lehrplan kann umgeschrieben werden, ohne dass sich an der Stundentafel etwas ändert.

Neue Schulfächer entstehen ganz selten und sind meistens Zusammenschlüsse aus älteren, die an der grundlegenden Zeitverteilung nichts ändern. Die historischen Kämpfe um die Fächer sind weitgehend geschlagen, also etwa der Rückgang der klassischen Sprachen aus dem Lehrplan der Gymnasien, der mehr als hundert Jahre gedauert hat bei dem immer hohe Bildungsverluste vermutet wurden, die dann aber nie eintrafen.

Man muss sich auch vorstellen, dass im Lehrplan der Schweizer Volksschulen das Fach Musik heute keine höhere Dotation hat als der Gesangsunterricht des 19. Jahrhunderts, als die Schule noch direkt der Kirche dienlich war.

- Ein neues Schulfach einzuführen ist ein durchaus riskantes Unterfangen.
- In der Öffentlichkeit wird unweigerlich die Frage gestellt, warum dieses Fach entwickelt wird und kein anderes.

- Es muss also überzeugende Gründe geben, wenn ein neues Schulfach akzeptiert werden soll.
- Wird es einfach eingeführt, so sind Widerstände vorprogrammiert, weil nicht einsichtig ist, warum nicht auch andere Wahlen diskutiert worden sind.

Ein Schulfach „Leben und Gesellschaft (Vie et Société)“ muss also vor dem Hintergrund ausgeschlossener Varianten diskutiert werden. Gesundheit ist ebenso wenig ein eigenes Schulfach wie Hygiene, Recht, Technik oder moderne Ökonomie. Für solche Themen gibt es ebenfalls gute Gründe, so dass dann eine Priorität bestimmt werden muss. Sie klärt, warum das eine wichtiger ist als alle anderen.

Zentral dafür sind zunächst zwei Aspekte, einerseits die gesellschaftliche Bedeutung und andererseits der Bildungsgehalt. Ein Schulfach muss vor dem Hintergrund gerechtfertigt werden, was die Gesellschaft erwartet und was es zur Bildung heutiger Kinder und Jugendlicher beiträgt. Aber das Fach muss auch zum Curriculum passen und so Anforderungen der Allgemeinbildung erfüllen, so wie sie schulisch definiert ist.

Die öffentliche Schule ist seit Beginn des 20. Jahrhunderts von der Berufsbildung unterschieden worden. Die früheren Volksschulen haben mehr oder weniger direkt auf Berufe vorbereitet, während die heutigen Schulen mit der Vermittlung von Allgemeinbildung befasst sind. Der Kanon der Allgemeinbildung ist traditionell begrenzt,

- er umfasst mathematisch-naturwissenschaftliche Grundkenntnisse,
- verschiedene Sprachen,
- weiterhin Fächer wie Geografie und Geschichte
- und dann auch die musischen Fächer sowie Sport und Bewegungslehren.

Die Allgemeinbildung zielt nicht direkt auf anschließende Verwendungssituationen, sondern vermittelt Wissen und Können auf breiter Basis, von denen ein Persönlichkeitseffekt erwartet wird, den wir „Bildung“ nennen. In diesem Sinne beschreibt Bildung den Unterschied zur Ignoranz. Die Allgemeine Bildung beginnt mit den Elementarfächern und ist nach oben hin offen, also niemand ist „zu sehr“ gebildet.

Bei der Analyse des traditionellen Kanons fällt auf, dass er stets individuell adressiert ist und nie das gesellschaftliche Zusammenleben betrifft. Kinder und Jugendliche erhalten Noten für Leistungen, die ihr Vorankommen im Unterricht beschreiben und im Vergleich mit anderen vergeben werden. An das Zusammenleben der Gesellschaft ist dabei nicht gedacht. Das war so lange auch nicht notwendig, wie Kinder und Jugendliche aus stabilen Herkunftsmilieus in die Schule kamen und die meisten nach der Schule in diese Milieus zurückkehrten.

Dieses Verhältnis von Schule und Gesellschaft hat sich grundlegend und irreversibel geändert. Die Schule erhält damit neue Aufgaben, die sie mit ihren Möglichkeiten bearbeiten muss.

- Nur die Schule kann allen Kindern demokratische Werte vermitteln und dies auf dem Grund eines multikulturellen Zusammenlebens.
- Die Schule und die Schüler erhalten neue Chancen der Diversität, die früheren Generationen unbekannt waren.
- Die Kinder und Jugendlichen lernen ihre Kultur und zugleich die anderer Gruppen,

- nicht zuletzt lernen sie aber auch die Kulturen, Sprachen und Lebensformen des Landes, in dem sie leben und aufwachsen.

Das geschieht ohnehin, wenngleich informell und sehr stark abhängig von dem Werten, Einschätzungen und Urteilen der Lebenswelten, in denen die Kinder aufwachsen. Man lernt einfach, indem man miteinander oder auch gegeneinander lebt.

Man kann aber auch *über* das Zusammenleben etwas lernen, was Distanz voraussetzt. In geordneter Weise lässt sich das nur mit einem eigenen Schulfach erreichen, das so eine grosse Chance darstellt. Hier kann zum Beispiel gelernt werden:

- Die Vielfalt der Gesellschaft, ihrer Kulturen und Ausdrucksweisen,
- die Sprachen und Lebensformen,
- die Geschichten dieser Formen,
- die Geschichten der Migrationen,
- die Werte der Demokratie
- oder auch die künftigen Weisen des Zusammenlebens.

Ein Schulfach kennzeichnet ein Rahmenlehrplan oder ein Curriculum, in dem altersgerecht die Themen und Gegenstände des Unterrichts festgelegt werden. Der Lehrplan formuliert auch die Ziele und die sozialen Formen des Unterrichts. Zu einem Fach gehören auch eigene Lehrmittel und eine angemessene Ausbildung. Das ist im Blick auf etablierte Fächer auch gänzlich unstrittig, wenngleich es immer wieder Diskussionen über die angemessenen Methoden geben wird. Der Frontalunterricht ist bewährt und bleibt umstritten, das „selbstorganisierte Lernen“ ist der Favorit der heutigen Lehrerbildung, aber unterrichtet werden grössere Gruppen und nicht einfach das „Selbst“ des Schülers.

Das Fach „Leben und Gesellschaft“ hat anders als Mathematik, Geschichte oder Naturwissenschaften keinen angestammten Gegenstand. Als solcher können nur notwendige Themen und altersgerechte Lernformen bestimmt werden. Was gelernt werden soll, ist nicht allein das modellhafte Zusammenleben in der Schule, sondern die Vielfalt der Kulturen in der modernen Gesellschaft und die Art und Weise, wie sie ihr Zusammenleben organisieren.

- Dazu gehören die moralischen Regeln,
- die feinen Unterschiede zwischen den Milieus und Gruppen,
- aber auch die Gewähr des Lebensunterhaltes,
- die Anpassung an die westliche Lebensweise
- oder Kunst und Musik.

Um ein Beispiel zu nennen: Jugendliche kreieren heute ethnische Freestyle-Raps, die Widerstand und Anpassung zugleich verraten, diese Musik ist vielsprachig und kann auch in der Schule gelebt werden.<sup>6</sup>

Schliesslich sind die Religionen ein Thema. Sie bestimmen nach wie vor viele Lebenswelten und sind in der Öffentlichkeit sichtbar. Religiöse Toleranz ist also eine Teilaufgabe des Faches. Diese Aufgabe kann nur eingelöst werden unter der Voraussetzung von Wissen und Erfahrung. Wissen über Religionen, ihre Dogmen, Lebensformen und Rituale gehört zum Korpus der Allgemeinen Bildung, über die jede Bürgerin und jeder Bürger

---

<sup>6</sup> Diesen Hinweis verdanke ich Jonathan Oelkers. Projekt lux@school in Frauenfeld (Kanton Thurgau) (Frauenfelder Woche vom 19. März 2015, S. 11).

verfügen sollte. Das Gleiche gilt für Migrationsgeschichten, Konflikte des Zusammenlebens oder Massnahmen zur Verbesserung der Zivilgesellschaft. Die Kinder können auch lernen, dass Luxemburg nicht immer christlich war, warum fast die Hälfte der Bewohner Ausländer sind und wieso das Land in Kantone aufgeteilt ist.

Das Fach „Leben und Gesellschaft“ vermittelt also neben Erfahrung Wissen und hat einen kognitiven Kern. Religiöse Ignoranz etwa hat Folgen für das Zusammenleben. Der entsprechende Unterricht ist konfessionsneutral, das heisst, die Schülerinnen und Schüler werden mit den verschiedenen Religionen in ihrem Umfeld bekannt gemacht, aber nicht zum Glauben verpflichtet. Das können und sollten nur die Religionsgemeinschaften selbst besorgen.

Generell geht das Fach von den Lebenswelten der Kinder und Jugendlichen aus, es nimmt ihre Fragen ernst und versucht darauf Antworten zu geben, also die Kenntnisse und das Wissen der Kinder und Jugendlichen dort anzureichern, wo Interesse sichtbar wird, ohne alleine auf Fragen zu vertrauen und auf Steuerungen zu verzichten. Die Schule muss die Fragen zulassen, aber auch auffordern und sie dann auch beantworten.

Die Erwartungen an die Schule decken sich nicht mehr mit dem traditionellen Lehrplan, sondern sind darüber hinaus gewachsen und zugleich diffus geworden. Jede gesellschaftliche Gruppe scheint etwas anderes zu erwarten und alle gehen davon aus, dass gerade ihre Anliegen erfüllt werden können. Da erstaunt es nicht, dass die öffentliche Schule unter Rechtfertigungsdruck geraten ist, dass sie ihre Ziele klar kommunizieren muss und auch gehalten ist, Leistungsbilanzen vorzulegen. „Qualitätssicherung“ ist so nicht zufällig zu einem zentralen bildungspolitischen Anliegen geworden, einhergehend mit Schulentwicklung und dem Aufbau geleiteter Schulen.

Statisch verstandene Schulen, die sich nicht wandeln, haben in einer dynamischen Gesellschaft nur die Chance, abgehängt zu werden. Aber das heisst nicht, dass Schulen zu Unternehmen werden, wovon in der neo-liberalen Literatur oft die Rede war. Was die Schule vermittelt - Allgemeinbildung -, ist ein öffentliches Gut, was im Kanton Zürich seit dem ersten demokratischen Schulgesetz von 1832 immer mehr zur politischen Grundüberzeugung wurde.

Doch die Akzeptanz der Schule als „service public“ hängt von den sichtbaren Leistungen ab und davon, welche Aufgaben die Schule übernehmen soll. Dabei spielt die oft heikle Arbeitsteilung zwischen Eltern und Schule eine wichtige Rolle. Die Schule kann nicht die Erziehungsaufgaben der Eltern übernehmen, aber sie muss sichtbar machen, was sie von ihnen erwartet und wie sie sinnvoll eingebunden werden können. Das gilt zumal im Blick auf ein Fach, das Fragen des Zusammenlebens thematisieren soll. Die Eltern müssen hinter dem Fach stehen und erleben, dass es für ihre Kinder eine sinnvolle Erfahrung und Ergänzung des Curriculums darstellt.

##### 5. *Gelingsbedingungen für ein neues Schulfach*

Was muss beachten, wenn man ein neues Schulfach einführen will? Zunächst: Die Schule wird nicht ein zweites Mal grundlegend neu erfunden. Die historisch gewachsene Schulform muss sich *aus sich selbst* heraus weiterentwickeln und hat das immer auch getan. Für die Sicherung der Qualität des Unterrichts sorgt zunächst und grundlegend die Schule

selbst, wenn man an die beiden zentralen Probleme denkt, die sie fortlaufend bearbeiten muss, nämlich Versorgung mit Bildung in der Breite der Gesellschaft und Sicherung eines möglichst hohen Minimums für alle.

Für alle Fächer gilt: Das Know How der Lehrkräfte muss als *Ressource* verstanden werden, ebenso die Lernerfahrungen der Schüler,<sup>7</sup> die nicht einfach einen Wert an sich darstellen, wie zum Beispiel die Rede von den „Potentialen“ der Schüler oder Lehrer anzeigt; der Wert der je vorhandenen Ressourcen zeigt sich im Gebrauch. Entscheidend ist also nicht, dass Unterricht stattfindet, sondern welche Evidenz er erzielt und ob er Lernen gemäss den Zielen erfolgreich beeinflussen kann.

Lehren besteht aus verschiedenen Aktivitäten, die Schülerinnen und Schüler instand setzen sollen, Aufgaben zu bearbeiten, Lernmaterialien zu gebrauchen und alle Ressourcen sinnvoll einzusetzen. Der Wert der Ressourcen ist davon abhängig, nicht ob, sondern wie gut sie gebraucht werden (Cohen/Raudenbush/Loewenberg Ball 2002, S. 86). Qualität entsteht nur, wenn diese Bedingung erfüllt ist. Das Gleiche gilt auch für die Schulorganisation: Eine Stärkung der Schulleitung macht nur Sinn, wenn damit die Qualität verbessert wird (Stemmer Obrist 2014).

Die Schülerinnen und Schüler ordnen ihr Interesse für das Fach jeweils einem Prototyp zu, dem sie nahe zu kommen wünschen (Hannover/Kessels 2004). Das gilt positiv wie negativ. Wer sich für Mathematik und Naturwissenschaften interessiert, hat eine bestimmte Einstellung zu sich selbst, wobei in der Schülerkommunikation Fächer danach unterschieden werden, ob sie als schwer oder leicht, eher anspruchsvoll oder eher einfach, intellektuell oder praktisch, anschaulich oder abstrakt gelten.

- Die Abneigungen gegenüber Fächern werden häufiger und deutlicher kommuniziert als die Vorlieben.
- Auf der anderen Seite bestimmen die Erwartungen an ein Schulfach wesentlich die Leistungsbereitschaft,
- also den Aufwand, den Schülerinnen und Schüler bereit sind auf sich zuzunehmen, um Aufgaben zu erfüllen und Probleme zu lösen.
- Erwartungen sind immer auch Selbsteinschätzungen, man traut sich ein Fach zu oder nicht.

Das Interesse für Schulfächer oder Lernbereiche ist nicht einfach gegeben, auch nicht einfach aufgrund des Geschlechts vorherbestimmt, sondern stark abhängig davon, wie die Schulkarriere verläuft. Niemand kommt mit einer Abneigung gegen Mathematik auf die Welt, aber die Leistungen sind davon geprägt, wie das Interesse die tägliche Lernmotivation bestimmt. Aufbau und die Stabilisierung der Fachinteressen sind daher ein Schlüssel zur Qualitätssicherung.

Die Einführung eines neuen Faches wie „Leben und Gesellschaft“ hat darüber hinaus auch praktische Gelingenbedingungen<sup>8</sup>:

---

<sup>7</sup> „Teachers’ knowledge, skills, and strategic actions can be seen as resources, as can students’ experiences, knowledge, norms, and approaches to learning. These resources attach to the agents of instruction and appear to mediate their use of such conventional resources as time and material” (Cohen/ Raudenbush/Loewenberg Ball 2002, S. 85).

<sup>8</sup> Zum Folgenden: Erfahrungen mit dem Fach „Religion und Kultur“ im Kanton Zürich.

- Konsens über Sinn und Zweck des Faches
- Gleichwertigkeit zu andern Fächern
- Entwicklungsarbeit bis zum Datum der Einführung
- Weiterbildung der amtierenden Lehrkräfte
- Ausbildung im Fach
- Geeignete Lehrmittel nach Improvisationsphase
- Regelmässige Evaluation

Ein neues Fach setzt einen grundlegenden Konsens in den Schulen voraus sowie öffentliche Akzeptanz. Weil zahlreiche andere Möglichkeiten für ein neues Schulfach bestehen, muss grösstes Gewicht darauf gelegt werden, Überzeugungsarbeit zu leisten und einen Vertrauensvorschuss zu gewinnen.

Das neue Fach muss als gleichwertig zu den bestehenden Schulfächern angesehen werden, auch und gerade weil es in der Hierarchie der Fächer nicht an der Spitze stehen wird. Das Ansehen hängt nicht nur von der Kommunikation ab, sondern auch und entscheidend von der sorgfältigen Entwicklung der Inhalte und Methoden. Die Themen müssen in ihrer gesellschaftlichen Bedeutung und ihrem kognitiven Gehalt überzeugen. Und man kann sie nur in der Schule lernen.

Vor der Einführung ist also eine umfangreiche Entwicklungsarbeit abverlangt. Das Fach macht nur als eine didaktische Neuentwicklung Sinn, es ist nicht eine Addition aus älteren Lehrplänen. Ein neuer Lehrplan entsteht in verschiedenen Schritten, die entsprechenden Dokumente sollten von externen Experten gelesen und kritisiert werden. Auch die unweigerlichen Konflikte sollten moderiert werden. Schliesslich kann das Fach auch zeitlich gestaffelt eingeführt werden.

Ein Fach ist nur dann ein Fach, wenn es dafür eine eigene Ausbildung gibt, die sich nicht anders abgelten oder ersetzen lässt. Das heisst zugleich, dass geklärt werden muss, welche Disziplinen sich daran beteiligen sollen. Eine Leitdisziplin wie in der Medizin oder in der Geschichte gibt es nicht. Notwendig sind aber auch befristete Übergangslösungen. Für Lehrerinnen und Lehrer, die bereits unterrichten, muss es eine verbindliche Weiterbildung geben, die in das neue Fach einführt und vorhandene Kompetenzen nutzt.

Die Methoden sind breit gestaffelt, sie reichen von dem Erkunden der Umwelten bis hin zum Philosophieren mit Kindern. Das Fach braucht gute Lehrmittel, die eigens entwickelt werden müssen. Auch hier muss es Übergangslösungen geben, an die in der Planung rechtzeitig gedacht werden muss. Das Fach sollte drei Jahre nach der Einführung evaluiert werden, um Stärken und Schwächen bestimmen zu können, die zu Korrekturen Anlass geben und für die notwendigen Anpassungen des Prozesses sorgen.

Soweit Religionen betroffen sind, ist für die Lehrplanarbeit die Beteiligung verschiedener Religionen und Weltanschauungen von grosser Bedeutung. Auch die Eltern sollten angemessen gehört werden. Beides erleichtert die Konsensfindung und schützt vor unnötigen Konflikten und nicht auflösbaren ideologischen Fronten. Ein glaubensneutraler Religionsunterricht ist für viele einigermaßen gewöhnungsbedürftig.

Ich schliesse mit einer persönlichen Bemerkung: Was mich bei der Einführung des Faches „Religion und Kultur“ im Kanton Zürich am meisten beeindruckt hat, war eine muslimische Mutter, die in der Begleitgruppe gesagt hat: „Ich will, dass meine Tochter weiss, was das Christentum ist“.

*Literatur*

- Bernfeld, S.: Antiautoritäre Erziehung und Psychoanalyse. Ausgewählte Schriften Band 1. Hrsg. v. L.v.Werder/R. Wolff. Frankfurt am Main/Berlin/Wien: Ullstein Verlag 1974.
- Bosche, A./Geiss, M.: Das Sprachlabor - Steuerung und Sabotage eines Unterrichtsmittels im Kanton Zürich, 1963-1976. In: Jahrbuch für Historische Bildungsforschung, Band 16 (2011), 119-139.
- Chua, A.: Battle Hymn of the Tigermother. London: Bloomsbury Publishing 2011.
- Cohen, D.K./Raudenbush, St. W./Lowenberg Ball, D.: Resources, Instruction, and Research. In: F. Mosteller/R. Boruch (Eds.): Evidence Matters. Randomized Trials in Education Research. Washington, D.C.: Brookings Institution Press 2002, S. 80-119.
- Dewey, J.: The Middle Works 1899-1924, Vol. 9: Democracy and Education 1916. Ed. by J.A. Boydston; intr. by S. Hook. Carbondale/Edwardsville: Southern Illinois University Press 1985.
- Dewey, J.: Demokratischer Glaube und Erziehung. In: Die Amerikanische Rundschau Jg. 1, Heft 4 (1945). S. 9-19.
- Fuchs, M.: Die „Net-Generation“ - Ein perpetuiertes Missverständnis. Das individuelle Medienhandeln Jugendlicher. Diss. phil. Universität Zürich/Institut für Erziehungswissenschaft. Ms. Zürich 2014.
- Hannover, B./Kessels, U.: Self-to-prototype matching as a strategy for making academic choices. Why high school students do not like math and science. In: Learning and Instruction 14 (2004), S. 51-67.
- Popper, K.: The Open Society and Its Enemies. Vol. II: The High Tide of Prophecy: Hegel, Marx and the Aftermath. London: George Routledge&Sons Ltd. 1947.
- Precht, R. D.: Anna, die Schule und der liebe Gott. Der Verrat des Bildungssystems an unseren Kindern. München: Goldmann Verlag 2013.
- Stemmer Obrist, G.: Schule führen: Wie Schulleiterinnen und Schulleiter erfolgreich sein und woran sie scheitern können. Bern: Haupt Verlag 2014.
- Was Eltern wollen. Informations- und Unterstützungswünsche zu Bildung und Erziehung. Eine Befragung des Instituts für Demoskopie Allensbach im Auftrag der Vodaphone Stiftung Deutschland. Mit einem Kommentar von S. Walper. Düsseldorf: Vodaphone Stiftung Deutschland 2015.